

Nach Helgoland (1913)

Grön is det Lunn (Land),
Road is de Kant,
Witt is de Sunn (Sand),
Dert is der Woopen
Van't billige Lunn!

Ein kalter, feuchter Wind wehte von der Nord-See; dunkle, schwere Wolken stiegen im Nordwesten auf und hüllten das Firmament in eine blaßgraue Farbe, hie und da fiel ein Regentropfen auf das Verdeck der „Silvana“, die unruhig vor den Landungsbrücken im Hamburger Hafen lag, während die Matrosen geschwind eine Blache übers Verdeck spannten, in welcher der Wind zu musizieren begann, suchte jeder einen vorteilhaften Platz möglichst nahe beim Geländer des Verdeckes, vielleicht in der Vorahnung, daß die Seekrankheit heute viele Opfer verlangen werde. Plötzlich stößt unsere „Silvana“ einen markerschütternden Schrei aus, das Schiff bewegt sich und gleitet schnell durch die Wogen dahin; links sehen wir die Werften, die Schwimmdocks, rechts den Fischermarkt Altonas mit unzähligen Fischerkähnen, die uns eine weite Strecke umschwärmten. Die dunklen Dächer und grün schimmernden Türme Hamburgs entschwinden unseren Blicken, rechts und links breitet sich eine ebene Landschaft aus, welche die Berge vollständig entbehrt, aber doch reich an Abwechslung ist; träge und fast widerwillig wälzen sich die schmutzigen Fluten der Elbe der Nord-See zu; stellenweise ist das Land durch hohe Dämme geschützt. Terrassenförmig steigt rechts Blankenese mit dem Süllberg auf; aus dem Grün der Buchen und Eichen schauen die roten Ziegeldächer prächtiger Landhäuser, deren Besitzer Hamburger Senatoren und Patrizier sind, heraus; auf der Spitze des Hügels erhebt sich ein schloßähnliches Restaurant, das Eldorado der Hamburger, die sonntags hierher kommen; Fischbarken und Boote umsäumen den Strand, auf dem sich Kinder und Erwachsene herumtummeln; der Strand und die Dämme sind von Spaziergängern stark belebt; nächst diesen sind es die Fischer, die unsere Aufmerksamkeit erregen, feste wettergebräunte Leute, die still und ruhig Ihre Netze auswerfen, die stundenlang arbeiten ohne ein Wort zu sprechen, denen man den Ernst des Lebens vom Gesichte ablesen kann. Die Ortschaften verschwinden größtenteils hinter den Dämmen; nur einige Dächer, Kirchtürme und Obstgärten schauen aus den natürlichen Festungen. Auf den grünen Marschen weiden Kühe und Pferde, langsam drehen sich die Flügel der Windmühle; fruchtbar und ergiebig ist der Boden, wohlhabend die Bauern, die mit zäher Ausdauer an den Sitten und Gebräuchen der Ahnen festhalten, die mit rühmenswürdiger Heimatliebe an ihrer Scholle hängen; malerisch sind die alten Bauernhäuser mit ihren Pferdeköpfen an den Giebeln, mit den kleinen Fenstern und dem tief herabhängenden Strohdach. Das Dorf Hetlingen am rechten Elbufer ist der historische Schauplatz des Gudrunliedes. Breiter, immer breiter wird der Strom; bei der Einmündung des Kaiser-Wilhelm Kanals entschwindet das rechte Ufer; trotzig und finster schauen die mit gewaltigen Geschützen besetzten Forts auf uns herab; ein 25 m hoher Leuchtturm verbreitet zur Nachtzeit ein Feuer, das auf 20 km weit gesehen wird.

„Das Meer, das Meer“, rufen alle voll Begeisterung gleich jenen Griechen, die nach der Schlacht bei Kunaxa unter Xenophons Führung Kleinasien durchwanderten und nach vielen Kämpfen und Entbehrungen die Fluten des bekannten Meeres erblickten, es ist ein seltsam ergreifender Anblick; diese haushoch dahinjagenden Wogen, dieses Schäumen und Aufblitzen in weiter Ferne; das Land ist unter dem Horizont hinabgetaucht, unsere „Silvana“ steht mutterseelenallein auf dem tosenden Meere, das vom Sturmwind aufgepeitscht wird; krachend und dröhnend schlagen die Wogen an das Schiff, das bald links, bald rechts schaukelt. Die „Silvana“ fängt regelrecht an zu tanzen; der Sturm,

die klatschenden Wogen machen die Musik, hie und da hört man einen Seufzer, ein Stöhnen, ein verräterisches Augenverdrehen; einige bewegen sich nahe zum Geländer des Verdeckes; irre schweift der Blick umher, andere – die Standhaften – singen und scherzen; doch was hilft das alles? Trotz der „Sturmverschwörung“ läßt sich den Wind nicht besänftigen; die Nord-See wird zu einer Mord-See und verlangt Tribut für ihre Fische, für die bekannten Heringe. Uns Landratten kam dieses fortwährende Schaukeln des Schiffes ziemlich teuer zu stehen; mit dem Schiffe schaukelte auch der Magen und der Inhalt desselben; im Kopfe spürte man einen eigenartigen Schmerz, der immer größer wurde, das Gesicht entfärbte sich, bei manchen war das geradezu schrecklich; die rosigen Wangen machten einer bleichen Farbe Platz, auf einmal – da lag die Bescherung. Die Seekrankheit erfaßte beinahe alle; die ersten wurden zwar ausgelacht, doch das Lachen verstummte bald. Das Geländer reichte nicht mehr aus für die brechenden Patienten. „Nehmt zuerst das Gebiß heraus“, rief ein Witzbold, „es wäre schade, wenn das ein Hering erwischen würde!“ Wohl hatte mancher Pillen, Arznei und andere sicher wirkende Gegenmittel bei sich, doch was half es? Alle Arzneien versagen bei der Seekrankheit. Je größer der Sturm, je mehr das Schiff schaukelt, desto ärger ist es. Das Schaukeln war etwas Angsterregendes; bald lag das Schiff auf der linken, bald auf der rechten Seite, jetzt wurde es rückwärts, dann am Kiel in die Höhe gehoben, daß die Sitzenden mit ihren Sesseln auf dem nassen und schlüpfrigen Verdeck der Länge nach hinfliegen; jetzt stürzte eine Woge ans Schiff und überflutete das Verdeck; der Gischt der Wellen, die sich vorn am Kiel brachen, sprühte übers Verdeck; viele die das Schauspiel da beobachteten, wurden pudelnaß. Herzerbrechend waren die Klagen einer Frau: „Ach, jetzt weiß ich“, sprach sie unter Tränen, „warum mich mein Mann nach Helgoland geschickt hat; ich muß sterben; er wird eine andere heiraten; ach, wie falsch sind doch die Männer!“ Diese ernstgemeinten Worte lösten eine schallende Heiterkeit aus. Unser Gesangsverein hatte sich längst aufgelöst; denn die Mitglieder desselben standen beim Geländer und sangen unartikulierte Laute, konnten dabei die schönen, grünen Meereswogen bewundern, die wie wahnsinnig unsere „Silvana“ stürmten. Das ganze Verdeck glich zuletzt einem Spital; einige saßen ohne Kopfbedeckung da; die hatte sich der Sturmwind geholt; die Damen hatte die Seekrankheit arg mitgenommen; die Kleider sahen ziemlich beschmutzt aus; da sie auch feucht waren, hingen sie schwer am Körper, dazu war der Wind kalt, so daß jeder gern ein warmes vom Wind geschütztes Plätzchen aufsuchte.

Da ertönte plötzlich der Ruf: „Helgoland, Helgoland!“ Aller Augen blickten nach Norden und siehe! In weiter Ferne ganz am Horizonte sah man eine dunkle, noch in märchenhaftem Dunst gehüllte Klippe aus den Wogen aufsteigen, größer und deutlicher wird die Klippe, ein ziegelroter Felsen ragt aus dem grünen Meer hervor, jetzt sieht man schon die Häuser, die gleich Schwalbennestern an dem Felsen kleben, jetzt bemerken wir den alleinstehenden Felsen an der Westküste – „Mönch“ genannt – den Leuchtturm, die Werft und die Düne. Zwischen Helgoland und der Düne bleibt die „Silvana“ stehen; rasselnd fährt der Anker in die Tiefe und bohrt sich in den Meeresgrund fest. Jetzt geht es ans Ausbooten. Mit Entsetzen nahmen wir wahr, daß die von Helgoland kommenden Boote von den Wogen auf- und abgetrieben wurden; niemand wollte mitfahren. Doch einige beherzte Gäste sprangen sogleich ins Boot, wir folgten. Das Unglück wollte es, daß ich gerade am Bug saß, nein ich kauerte darinnen und hielt mich krampfhaft fest; diese Fahrt werde ich nie vergessen; das Schiffelein stieg mit den Wellen in die Höhe, patsch lag es wieder in der Tiefe, um gleich wieder empor geschleudert zu werden; es stöhnte, ächzte und krachte in allen Fugen. Im Geiste sah ich es auseinanderfliegen wie das Gespensterschiff des „Fliegenden Holländers“; ich sah mich schon im Bauche eines Seeungeheuers; noch einmal erfaßte mich die Seekrankheit und schüttelte mich, daß mir die Sinne beinahe schwanden; das dauerte nur kurze Zeit; denn schon fegte das Boot an die „Lästerallee“ an, wir steigen aus und werden von den anwesenden Badegästen begrüßt, die sich an den Spuren unserer überstandenen Seekrankheit lustig machen.

Helgoland – der Überrest einer größeren Nordseeinsel – hat heute nur eine Länge von 1 ½ km und eine Breite von ½ km; der tiefer gelegene Teil heißt „Unterland“, der höher gelegene Teil „Oberland“; beide sind durch eine Stiege verbunden. Senkrecht steigen die Wände des „Oberlandes“ aus den tosenden Fluten; in dem roten Sandstein der den Meereswellen leicht nachgibt, bemerkt man feine weiße Bänder, welche die Schichtung des Felsens andeuten. Langsam und allmählich möchte dieses paradiesische Eiland verschwinden; denn die Wogen des Meeres zerbröckeln das Gestein und spülen die Trümmer hinweg, so daß das Meerwasser um die Insel blutrot gefärbt ist. Um den Verfall der Insel hintanzuhalten, läßt die deutsche Regierung um die Insel einen Schutzdamm bauen, der die anprallenden Wogen von den Felsen fernhält.

Die Bewohner der Insel, deren Sprache – es ist der norddeutsche-friesische Dialekt – uns ein rätselhaftes Kauderwelsch zu sein dünkt, sind kräftige Gestalten, deren braunes Gesicht nur am Kinn einige Barthaare trägt; früher verdienten sie ihren Lebensunterhalt durch den Fischfang; seitdem aber die Heringzüge ausblieben, richteten die Bewohner die Insel zu einem Seebad ein; Badegäste, sowie Reisende besuchen jährlich zu Tausenden diese schöne Insel und mit dem Ertrag dieses Fremdenverkehrs leben die Leute. Feldbau und Viehzucht ist ausgeschlossen. Wo früher noch einige Kartoffeln wuchsen, da stehen gewaltige Panzertürme, aus denen die Rohre der Riesengeschütze trotzig herauschauen; nur hie und da wachsen einige Grashalme, die von Ziegen und Schafen gesucht werden. Eng und schmal sind die Straßen, auf denen kein Wagengerassel, kein Auto, kein Fahrrad zu sehen und zu hören ist. Alles wandert hier zu Fuß; angenehm überrascht uns die Reinheit und Nettigkeit, die wir auf Schritt und Tritt bemerken; die niedrigen Häuschen stehen blank und sauber geputzt da; bunte Blumen schmücken die Fenster; alles ist so klein und nett wie in einer Zwergenstadt. In einem Hause bemerkte ich rote, blaue und weiße Kornblumen. Ich ersuchte den Besitzer um je eine Blüte, die ich mir als Andenken auf den Hut steckte; auf der Rückreise baten mich einige Blumenliebhaber solange, bis ich ihnen das Andenken abtrat, das sie vorsorglich in ein Büchlein legten.

Von der Südspitze des „Oberlandes“ haben wir einen genußreichen Fernblick: soweit das Auge reicht, nichts als Wasserwogen, die vom Sturme aufgepeitscht dahinjagen gleich wilden Rossen; wie aus einer dahin galoppierenden Pferdeschar bald hier, bald dort, die schneeweiße Mähne eines Schimmels emporflattert, um sofort darauf wieder zu verschwinden, so spritzt die weiße Gischt empor und wird wieder von den Wellen verschlungen. Wolkenschatten gleiten über die See, hier verdunkelnd, dort aufhellend, blitzartig leuchten einzelne Wogen auf; Möwen kreisen in der Luft, die, sobald sie müde sind, von den Wellen sich tragen lassen; zu unseren Füßen entrollt sich ein bewegtes Leben; Strandspaziergänger wandeln auf und ab; Kinder haschen in den Fluten nach Muscheln und Seetieren; Boote mit weißen Segeln umschwärmen das Gestade, während am fernen Horizont stolze Dreimaster dahinziehen; dröhnend stürzen die Wogen an die westliche Steilküste; in ihren Fugen und Ritzen sitzen brütende Seevögel; einzelne Felsen stehen mitten in den Fluten, getrennt von der Insel; die tosenden Wogen bröckeln den roten Sandstein los und blutrot gefärbt jagen sie ins Meer zurück. Gerne hätten einzelne Reisende photographische Aufnahmen gemacht; doch ist es strenge verboten; den Naturfreund kann man von einem Spion nicht äußerlich unterscheiden; die Aufnahmen könnten leicht die Festungswerke, welche das „Oberland“ bedecken, verraten; daher waltet in dieser Hinsicht eine große Strenge, nicht einmal zeichnen darf man. Seit 1814 war die Insel englischer Besitz, jetzt gehört sie seit 1890 zum deutschen Reiche; früher hatten die bürgerlichen Gesetze in Bezug auf Trauungen hier keine Gültigkeit; ohne besonderes Aufgebot wurden die Paare getraut; dies hat sich jetzt aufgehört.

Abseits von der Insel liegt die Düne, der eigentliche Badeort der Kurgäste; neben den paar Häusern bemerkt man den Friedhof der Heimatlosen. Da ruhen die Opfer, die das Meer verschlungen hat, um die manches Herz jahrelang trauerte, um die sich manches Auge blind weinte. Heimatlos, aber doch in Frieden schlummern sie im weißen Sande; Stürme brausen über die schmucklosen Gräber; die Nordseewogen singen ihr altes ewiges Lied an der Flachküste und zu Allerseelen läutet man auch für sie die Glocken.

Wir nehmen Abschied von diesem Eiland, dieser roten Märcheninsel in den ruhelosen, schaumblitzenden Wellen. Obwohl wir nur wenige Stunden Gäste Helgolands waren, beschleicht uns doch ein Gefühl bitterer Wehmut, wie die Felsen kleiner und kleiner werden, wie sie unseren Augen allmählich entschwinden, um plötzlich in den grünen Wogen für immer unterzutauchen. Noch ein stummer Gruß, noch ein Blick in jene Richtung, wo die Insel liegt: Leb' wohl auf ewig! Nie werde ich dein Bild vergessen, das sich unauslöschlich in die Seele geprägt hat.

In der Natur tobten die Elemente; flink und hurtig huschten die Matrosen auf dem matt beleuchteten Verdeck umher, die Befehle des Kapitäns ausführend. Schwer arbeitete die Dampfmaschine des Schiffes gegen die Fluten und den Gegenwind; langsam spinnen sich die einzelnen Ortschaften ab; endlich taucht das Lichtermeer des Hamburger Hafens auf; es ist 2 Uhr nach Mitternacht; der Verkehr in Hamburg ist bis auf die Autos eingestellt. Da wir schon Pech hatten, mußten wir zu Fuß den Weg zum Hauptbahnhof zurücklegen; es goß in Strömen und der Wind trieb uns die Regentropfen ins Gesicht; pudelnaß, halberfroren und müde langten wir am Hauptbahnhof ein. Da stand unser Zug, schnell in einen Waggon; was um mich vorging, weiß ich nicht mehr. Ich drückte mich in die Ecke und schlief bald ein, während der Zug in die finstere Nacht hinauschoß.

Inscription auf dem Friedhof der Namenlosen in Helgoland:

Ihr Namenlosen im weißen Sand,
den Nordseewogen umbranden.
Wie kommt Ihr her an diesen Strand,
aus welchem fernen Landen?

Ihr habt dem Meer Euch anvertraut;
Zur Heimat kehrt Ihr nimmer.
Um Euch ist manches Haupt ergraut.
Ihr seid verschollen für immer.

Und floß auch keine Träne hier,
ertönte kein Trauergesang.
Steh'n doch im stummen Schauen wir,
bedrückt ist das Herz und bang.

Nun ruht Ihr. Vielleicht ein derbes Los
war sonst Euch auf Erden beschieden –
vom Meere umtost, in der Düne Schoß
ruht Ihr Heimatlos – aber in Frieden.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 10.+ 17.+ 25.+ 31. 5.+ 7. 6. 1958, jeweils S. 2